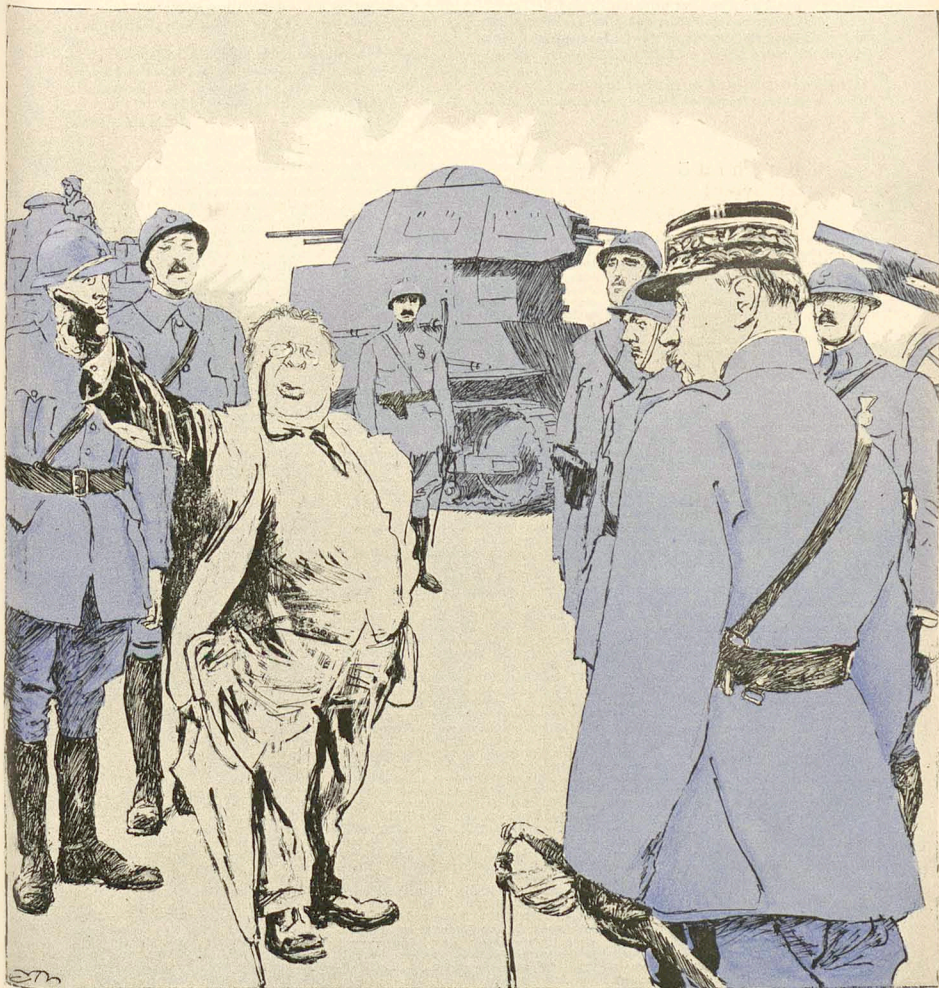


# SIMPLICISSIMUS

Pakt-Diktator Litwinow

(E. Thöny)



„Streiken, meine Herren, darf nur der französische Genosse. Sie aber müssen Ihre Maschinerie endlich in Tätigkeit setzen!“

# Der Mann ohne Vaterland

Als einer Deutshland! tief, da stand ein anderer auf,  
hieß wohl Jörn auf den Fisch und sagte: „Ich pfeife drauf.  
Schöner als alle Heimat ist dieser atlantische Strand.  
Bleibt mir vom Halbe mit eurem ewigen Leben von Heimat und Vater-  
land!“

Wie er hinausging, war rings paradiesische Nacht.  
Nah lang das Glitzern der Wellen. Von Palmen bewacht  
standen weiße Gebäude die Straße entlang.  
Aus der Stadt am Gestade stieg goldenes Licht und blauer Gesang.

Aber was war das? Von ferne nahte am Himmel ein Streif  
silbernen Lichtes, herangezogen von einem dunklen Traummogelstreif:  
als die Erscheinung ein riesiges Luftschiff wurde, das langsam das Dunkel  
und mit erleuchteten Fenstern zur Küste herüberzog. |durchzog

Keige jummend kam es heran, und über das schweigende Land  
ward ein Lied aus Deutschland von oben heruntergeandt,

deutlich hörbar zur Nacht, ein Lied, nicht unähnlich von dem Glän-  
zigen Gitarren—ein Lied, von Trompeten begleitet, hell, laubend und kühn.

An einer Palme blieb da der nächtliche Wanderer stehn.  
Berge des Hengas konnte er vor sich sehn,  
Vater, der seinen Weinberg emporschrift, und Mutter, die mit ihm ging,  
und er selbst war der Knabe, der beiden im Arme hing.

Pfötzlich hob sich was Silbernes unten im Süden empor,  
glitt hinten Tzwei, kam mit der Spitze weiter hervor,  
schwebte am Horizont hin, unbekannt, traumschön und fern,  
wendete, schwebte dem See zu und senkte sich unter den Abendstern . . .

Da aber brüllten unten im Hafen begeisterte Schiffe los.  
Glocken wurden laut, Fenster öffneten sich, Palmen reckten sich groß.  
Breiter Lichtstrahl fuhr wieder und fand ihn, wie er da stand,  
Tränen im Auge . . . der Mann ohne Vaterland.

Karl Martin Schiller

## bushidō

Von

Katarina Botsky

Es wurde Abend. (Der Abend ist lange her — über dreihundert Jahre.) Die hohe Burg der Toyotomi in Ōsaka, auf weitem Feld, schien langsam in den grüneren Frühlingshimmel hineinzuwachsen. Ihre sieben Etagen mit sieben geschweiften Holzschränken türmten sich, herausfordernd, zum Himmel empor über ihrem hohen Steinfundament. In einer der Etagen war Licht. Dort ging die Zeremonie des Teetrinkens vor sich beim sanften Leuchten weißer Lampens. Hideyori Toyotomi und seine Mutter hockten auf zarten Reisstrohmatten und hielten winzige Täßchen in den Händen. Ihnen gegenüber im Halbkreis, ebenso, ein paar vornehme Samurai und Ōno Harunobu, der Befehlshaber der Burg. Eine kreideweiß gekleidete Dienerin besorgte stumm das Tezeremonium. Die bunten Seidengewänder der Teetrinkenden leuchteten wie farbiges Wasser auf den Reisstrohmatten. Wie rotes und blaues, gelbes und grünes Wasser mit vielfarbigen Ungeheuern. Nach dem Teetrinken sprach man von Tokugawa Jeyasu, dem Shōgun, dem mächtigsten Manne Japans. Aber man sprach nicht davon, daß er danach trachtete, die Toyotomis zu verderben, nachdem es ihm gelungen war, Hideoyori Vater in einem Kampf zu besiegen und zu töten. Hideoyori ließ die Mutter reden, weil sie es besser verstand als er. Auch ziente es nicht einen jungen bushi, das hieß, einen jungen Ritter, in Gegenwart älterer Ritter das Wort zu ergreifen. Nicht ohne Kokerette hielt er seine frommen Samt-  
augen gesenkt, wobei er mit stillem Ge-  
nuß ein Gedicht auf „die gelben Schmet-  
terlinge“ machte. Die Fenster aus Papier  
waren zurückgeschoben. Der Mond drängte  
sich groß und golden durch die grüneren  
Wolken. Lautlos — Ōno Harunaga räu-  
perte sich ganz dünn, nur ganz dünn; aber  
das war schon Unwillen genug. Er sah den  
erötternden Träumer durchdringend an.  
Und er sprach zu Hideoyori, als sie das  
Teezimmer verließen: „Ihr werdet diese  
Nacht unter dem Galgen schlafen.“ Haru-  
naga hielt es für seine Pflicht, seinen ner-  
vösen und allzu schwärmerischen jungen  
Herrn im Stil der Zeit abzuhalten.  
Es wurde Nacht. Alles Gold war vom Mond  
gelassen, und nun saß er so gelisterhaft  
blau am Himmel. Gleich er nicht einem

weißen Metallage, das spukhaft auf den  
Galgen starrte und auf die rote Stadt-  
mauer mit den vielen hölzernen Käfigen?!  
Hideoyori fand es. Ganz seltsame Vögel  
hockten hinter den hölzernen Gitterstäben  
sich im Winde bewegten. bushidō, der rite-  
rliche Ehrenkodex, verlangte nun zweifel-  
los von Hideoyori, daß er sein kleines höl-  
zernes Kopfkissen gerade auf der Stelle  
niederlegte, über der die rauhen Füße des  
Bettlers schwebten. Man handelte stets  
mit Ehrenkodex gemäß, wenn man immer  
das tat, was man nicht gerade gern tat  
und was dem eignen Verlangen wider-  
sprach. Das hatte der neunzehnjährige  
kleine Ritter schon herausgefunden. Die  
Zähne zusammenbeißen, tat er, was er  
nicht gerade gern tat, er bettete sein  
zartes, halb kahl rasiertes Dichterköpfchen  
auf das Klötzchen an vorschriftsmäßiger  
Stelle. Schon wollte er vor Grauen die  
Augen schließen und das Gedicht an die  
gelben Schmetterlinge zu fördern ver-  
suchen, als ihm noch rechtzeitig einfiel,  
daß der bushidō eine angenehme Ablen-  
kung wohl kaum gestattete. Zweifellos  
war es seine Pflicht, die Augen offen zu  
halten und so, Aug in Aug mit allen Schrek-  
ken, abzuwarten, bis sie ihm von selbst  
zuflohen.  
Eine dunkle Wolke ließ sich mit weichem  
Sausen auf den Galgen nieder; Raben  
waren es. Mit schief gehaltenen Köpfen  
nahmen sie auf dem Gerüst Platz und  
krächten schrill und böse herab.  
Die übergroße Gestalt des Priesters glitt  
schemenhaft dicht an den Käfigen vorbei.  
Plötzlich schossen graue Hände aus seinem  
Mantel heraus, wanden sich um die hölzer-  
nen Stäbe eines Käfigs, knickten sie laut-  
los und zerrten hastig den schauerlichen  
Inhalt heraus. Hideoyori bemerkte, daß der  
Priester keinen Kopf hatte und daß seine  
Hände sehr tief am Körper hingen. Es war  
sicherlich ein Kobold. Den Raub im Arm,  
schwankte die Gestalt in das nahe Gehölz.  
Klagende Töne brachten der Nachtwind  
von dort mit sich.

„Hi—de—yo—ri!“ ertönte jetzt eine dumpfe  
Stimme im Gehölz. „Steht auf und kehrt  
heim! Jeyasu ist im Anzug!“  
Der Liegende flog empor. Er mußte durchs  
Gehölz, wenn er zur Burg zurück wollte,  
und im Gehölz war jener Koboldpriester.  
Vielleicht war er es sogar, der gerufen  
hatte, um ihn an sich zu locken und zu  
verderben.  
„Hi—de—yo—ri!“ wiederholte die dumpfe  
Stimme noch dringlicher. „kehr heim! Eure  
Mutter wartet auf Euch!“  
Was tun? Zweifellos war es jetzt seine  
Ritterpflicht, der Gefahr nicht achtend, sich  
in das Gehölz zu stürzen, um seine  
Tapferkeit zu beweisen, ob jene Stimme  
nun die Wahrheit sprach oder nicht. Leicht  
war es nicht, ein Ritter zu sein. Schauf-  
fend und mit zackigen Sprüngen, wie je-  
mand, der darauf gefaßt ist, auf etwas  
Furchtbares zu stoßen, rannte der Ge-  
furene in die Tannenfinsternis hinein. Der  
bushidō schwang die Geißel hinter ihm.  
Wie schwarze Tannen hielten ihre starren  
Ast endlich gegen den Mond, um kein  
Licht auf den Weg zu lassen. Nur dort, wo  
er endete, setzte ein langer, traurig blauer  
Mondstrahl sich auf eine graue Brücke.  
Bunt aufleuchtend, glitt ein hoher Rumpf  
ohne Kopf über die Brücke. Ein großer  
Hund schien Hideoyori in der Finsternis  
entgegen zu kommen. Schon prallten sie auf-  
einander. Lange harte Arme packten den  
jungen Ritter, und eine vor Schreck glä-  
sern klingende Stimme stammelte: „Seid  
Ihr Hideoyori? Dann kehrt heim, Jeyasu ist  
im Anzug.“ Es war der Rufen, ein junger  
Krieger, den man ausgeschickt hatte, um  
Hideoyori zu holen.  
„Sahst du den Priester ohne Kopf?“ flü-  
sterte der kleine bushi, sich mit seinem  
fächer Luft an die Kehle aufzupfechtend.  
Der Soldat verneinte es. Aber im Finstern  
war etwas Rätselhaftes. Großes an ihm  
vorbeigehuscht, das bitterlich geweint  
hätte. Fürchtend, daß es ein irednes  
Nachtwesen sein könne, habe er nicht ge-  
wagt, es anzudecken.  
Sie traten zwischen den Heimgang an,  
ohne auf etwas Böses zu stoßen. Vor dem  
Gehölz gähnte ein graues Feld. „Neigt  
Euch einmal zur Erde“, sagte der Soldat  
zu Hideoyori, „dann könnt Ihr schon das  
Trappeln ihrer Pferde hören.“  
Sie bückten sich beide über die frühlings-  
duftende Erde und lauschten. Von Osten  
summte ein einsames Tönen her. Unge-  
heuerhaft sah Hideoyori, der Dichter, den  
Feind durch den Wind überkommen. Seine  
Phantasie sah übergroße Männer in fun-  
kelnden Rüstungen auf übergroßen Pfer-  
den. Die Samurai schlangen bunte Fächer  
in den Händen, mit denen sie dem Heer  
die Richtung wiesen. Des Dichters Phan-  
tasie hörte das wilde Schwirren der Fächer  
und das böse Kirren der Schwerter an  
(Schluß auf Seite 173)

# Sankt Franziskus

(Olaf Gulbranson)



„Wäre es nicht nützlicher, o heiliger Mann, wenn du, statt uns Kaltblütern zu predigen, deinen hitzblütigen Jüngern etwas schärfer auf die Finger sehen würdest?“

# Österreich auf dem Weg zur Restauration

(Karl Arnold)



„Hoffentlich red't mein' Mondsüchtigen koans an — er kunnt sonst leicht an Föhltritt tun.“

## bushidō

(Schluß von Seite 170)

ihren eisernen Ketten. Er sah riesige Pfeile und Bogen zum Himmel aufragen. Er sah das Tigergesicht Tokugawa Jeyasus, gelb und finstern, unter einer goldenen Haube. Wie dicht unter dem Himmel sah er es näher und näher und immer näher schweben.

In der Burg empfing sie Lärm und Waffenklirren und der blutige Schein von Fackeln. Ono Harunaga traf in aller Eile die Vorbereitungen zur Verteidigung der Burg. Mit einer tiefen Verneigung überreichte er Hideyori das frisch geschliffene Schwert seines Vaters: eine breite Todsichel. Langsam ging die Sonne auf. Innerlich schauernd hob der kleine Ritter das Schwert ins Licht. Auf tausend Pferderücken wogte der Feind heran über die weiche Frühlingserde.

Bald sausten die Pfeile durch die Luft, bald ertönten die rauhen Schreie der Leri, die zum letztenmal schrien, bald krochen rote Blutschlingeln über funkelnde Rüstungen und schreiend aufblühende Pferde. Tokugawa Jeyasu hielt seinen Fächer wie ein Beil über der Schulter, und sein harter, dunkler Mund schleuderte kurze Befehle. Jungenhaft starrte Hideyori aus der Burg zu ihm herüber, gehorsam das Schwert in der Hand. Besitzt suchte er in sich nach dem wilden Rachedrang, den ein Sohn dem Mörder seines Vaters gegenüber zu empfinden hat.

Nun schien die Sonne in voller Pracht auf den alten Kamelienbaum vor der Burg; sie stieg höher und höher. Aber ihr nach stiegen rauchige Wolken, die den Himmel düster verhängten: ein Gewitter war im Anzug, und bald brach es los. Vom Hagel geblendet zog sich der Feind ein wenig zurück. Doch als die Raben unter dem Regenbogen anfielen kamen, um die Toten zu suchen, brach der Kampf aufs neue los. Das ging so bis zum Abend. Die Nacht war wolkig und windig. Lange, blutrote Gespenster huschten durch die Gänge der Burg, wenn ein Luftzug die brennenden Fackeln traf. Die Besatzung schlief erschöpft neben ihren Waffen. Plötzlich ein dumpfes Dröhnen! Der Wächter auf dem Wartturm hatte Übles entdeckt. Poltern jagten die finstern Weltuntergangsklänge des Gongs die müden Schläfer

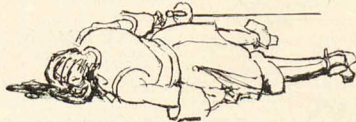
empor. Mit verwirrten Augen, sich stoßend und sich anschreiend, taumelten die Krieger wie Betrunkene durcheinander. Was war denn los? „Sie legen Feuer an die Burg!“ gelte es da durch den Aufruhr. Ein Ausfall wurde gemacht. Es folgte ein blutiges Ringen Mann gegen Mann. Hideyori rief wiederholt nach Harunaga. Aber der kam nicht. Er konnte nicht kommen; er hatte einen Dolch in der Kehle. Der Feind war in der Mehrzahl, und das Feuer half ihm noch. Den Kämpfenden vor der Burg schnitt es den Rückweg ab und denen in ihrem Inneren den Ausweg. Ein Rufer Jeyasus forderte Hideyori und seine Mutter auf, die Burg zu verlassen und sich zu ergeben. Dann sollte ihnen kein Leid geschehen. Der Neunzehnjährige stürzte zu seiner Mutter hin und sah sie an, die Augen voll Lebensgier. Auch sie sah ihn, die Hände in den langen Seidenärmeln vergraben. „Du bist ein bushi!“, sprach sie zwischen den Zähnen. „Und du weißt, was das heißt. Ein bushi ergibt sich nicht. Auch dürfen ihn die Flammen nicht lebendig erreichen.“ Abgewandten Gesichts schob sie ihm etwas Kaltes in die Hand. Abgewandten Gesichts standen sie einander im Rauch gegenüber. Wie gestern früh erhob sich die Sonne, ganz wie gestern; aber kein goldener Schmetterling flirrte über den Stahl in des kleinen Ritters Hand. „Es ist Zeit!“, sagte die Mutter, ihren zuckenden Mund mit dem Armel bedeckend.

Die letzten Getreuen standen um sie herum, und so durfte Hideyori seine Mutter nicht einmal zum Abschied umarmen. Der bushidō gestattete dem Ritter keine Vertraulichkeiten vor anderer Augen. Sie verneigten sich nur tief voreinander. Ihre blauhaarigen Köpfe berührten fast den Boden, um die Tränen zu verbergen. Taumelnd gingen sie auseinander. Der Mutter folgten die Frauen, Hideyori die Männer. Der kleine Ritter betrat das nächste Gemach und kauerte sich dort auf der Matte nieder; hinter ihm nahmen die Krieger Platz, die Diener im Vorräum. Leer starrte er auf das kalte blanke Ding in seiner Hand. Ihm fiel ein Ausspruch Budhas ein: „Alle Wesen träumen nur in dieser fließenden Welt des Unglücks.“ Ihm war, er träumte nur. Über seinem Kopf an der Decke hing eine rosige Maske: ein reizendes Mädchengesicht mit zwei schwarzen

kreisrunden Flecken an der Stirn. Es war das Gesicht der O-Tafuku, der Göttin des Glücks. Sie lächelte ihm zu — auch jetzt. Die Lotusblumen in den Vasen standen da, als wäre alles wie sonst. Und der Rauch, der durch alle Ritzen heraufdrang, konnte auch Weihrauch sein aus den Opferschalen vor den Bildern der Götter. Vor dem zurückgeschobenen Fenster nickte zum letztmal dem alten Kamelienbaum. Seine großen weißen Knospen schwellen in der Hitze an, und hier und dort sah sie eine langsam auf. Ein schauerliches Knistern erfüllte wie ein ewiges Koboldkichern das Ohr. Es war „Zeit“, die Mutter hatte recht.

In einem düstern Saal, der sein Licht nur durch die weiße Papierwand einer Galerie empfing, kniete sie auf der Erde, die Frauen hinter sich. Die Gebete waren gesprochen. Nur das Knistern sprach noch. Bis zum Gürtel waren die Frauen schlohweiß, denn sie hatten die Oberkleider abgelegt. Die langen wallenden Ärmel ihrer Hemden flossen leuchtend an ihnen herab und über den Boden. Alle saßen sie todesbereit da, die Augen aus der Dunkelheit auf die rote Scheibe gerichtet, mit der die aufgehende Sonne die weiße Papierwand schmückte. Unter irrem Flüstern drückten sie sich die Spitze kleiner Dolche in die Kehle — bis ihre hochfrisierten Köpfe, haltlos, über den leuchtenden Hemden zu schaukeln begannen. Hideyori's Mutter hatte das schwere Werk als erste vollbracht. Hideyori zögerte noch immer. Den Kopf tief zur Erde gesenkt, betete er sehr lange. Doch ohne daß er darum zu beten gewagt hätte, flichte doch sein ganzes Wesen um eines vor allem, um das: im nächsten Leben nicht wieder ein Ritter zu sein. Wie der bushidō es vorschrieb, ohne mit der Wimper zu zucken, vollführte er alsdann das Harakiri, und alle Männer hinter ihm folgten seinem Beispiel. Keine Klage wurde laut. Die rosige Maske an der Decke bewegte sich sanft im Luftzug, im Rauch; reizend und ruhig sah sie dem Todeswerk zu. Ihren Kirschenaugen graute es nicht vor dem Altspiegel auf der Strohmatte. Der Kamelienbaum ging jetzt in Flammen auf. Diese Riesenfackel leuchtete den Sterbenden beim letzten Blick auf das Leben. Dem bushidō getreu und in großem Glanz gingen sie den harten Weg zum Meido.

(E. Thöny)



# Wer sich gut unterhalten will

bestelle sofort die

## 5 Simplicissimus-Sammelhefte

je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM —,60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Heften u. mehr portofrei.

**Simplicissimus-Verlag, München 13 • Postscheck München 5802**

### Blumenkohl

Von German Gerhold

„Fünfundvierzig Pfennig“, sagte der Händler, von der Waage aufsehend.

Adamson trat einen Schritt zurück und sah ernst von dem Blumenkohl in der Hand des Mannes zu dessen Gesicht auf. Es drückte lediglich Gleichgültigkeit aus. Adamson schlug den Blick nieder, weil er sich für diesen Mann schämte, der ihn so unverfroren betrügen wollte.

„Na? Was is, Herr Nachbar?“ rief der Mann, während seine Augen sich bereits vorübergehenden Hausfrauen zuwandten.

Adamson wich heftig einen weiteren Schritt zurück. Heiß stieg es in seinem Innern auf, und mit einem bitteren Lächeln nickte er vor sich hin. So also ging es in der Welt zu, die sich während jener Tagesstunden abspielte, die er bislang in der grauen Eintönigkeit des Justizbüros verbracht hatte. So wurden einem also die wenigen Pfennige abgenommen, die man im Dienst für das allgemeine Wohl als kargen Lohn erhielt. Pensioniert mußte man erst werden, um diese Erfahrung zu machen.

Unschlüssig, wie man eine wirksame Abwehr orga-

nisieren könnte, nahm er das Marknetz von der einen in die andere Hand. Man hätte sich längst damit näher befassen sollen, dachte er. Wäre ich doch früher daran gegangen, mich nach einem eigenen Gärtchen umzutun, mich mit Samenkatalogen und Gartenbüchern zu beschäftigen!

Seit gestern wußte er es nämlich: Fünfhundert Korn des allerbesten Samens von allererstklassigsten Blumenkohl Marke „Großer Maharadschah“ kosteten in der berühmtesten Samenhandlung der Welt — eine Mark und vierzig Pfennig.

Fünfhundert Blumenkohlköpfe —! Er und seine Frau hätten also ein Jahr und viereinhalb Monate lang täglich ihr Leibgericht Blumenkohl essen können, für — eine Mark vierzig Pfennig! Und wenn man nur hundert Köpfe selber essen würde, — konnte man nicht mit den übrigen vierhundert ein Schwein oder Scharen von Kaninchen mästen —? Dann hätte man das Fleisch noch umsonst dazu gehabt!

So also sah es in der Welt aus, welche man vierzig Jahre lang vertrauensselig seiner Frau allein überlassen hatte, ohne auch nur einmal durchgreifend nachzuprüfen. Sollten auch jedes Jahr nur hundert Mark auf diese Art verschwendet worden sein, so wären es viertausend gewesen!

Einen Riesengarten hätte man dafür kaufen können!

Grundbesitzer für ewige Zeiten wäre man geworden! Die fernsten Urenkel noch hätten Nutzen daraus ziehen können. Statt dessen mästete man diese Betrüger damit.

Eben trat der Händler von seinem Stand zurück und nahm von einem Auto weitere Körbe herunter.

Adamson nickte heftig. Ein Auto hatte der Mann —! Natürlich hätte der ein Auto! Kunststück — von meinen viertausend Mark! Ich kann ja hier mit meinem Marknetz zu Fuß herumlaufen! In überquerender Bitterkeit zerbiß er seinen Schnurrbart. So stand man nun da. Grau und verblichen, im abgetragenen Lodenmantel, mit einem Einkaufsnetz; betrogen um die Früchte eines arbeitsreichen Lebens.

Andere aber hatten ihr Leben in Licht und Sonne verbracht, fuhren Auto, kauften um anderthalb Mark Samen und lösten zweihundertfünfundzwanzig damit!

Irgendeine ganz große Tat dämmerte vor ihm auf. Geniale Schriftsätze, welche die Justizwelt aufhorchen machten, — ein Prozeß mit Enthüllungen, die über Europas Grenzen hinaus Aufsehen erregten!

Sein Blick fiel auf einen älteren Mann, der, wie er, wenig erfreut den Blumenkohl zu betrachtete schien.

„Ist dieser Preis nicht ein Skandal?“ meinte Adamson.

Der andere nickte grimmig. „Eine Schande, eine wahre Schande. Ab und zu wundert's mich immer wieder mal, daß überhaupt noch einer herkommt und so was anbietet.“

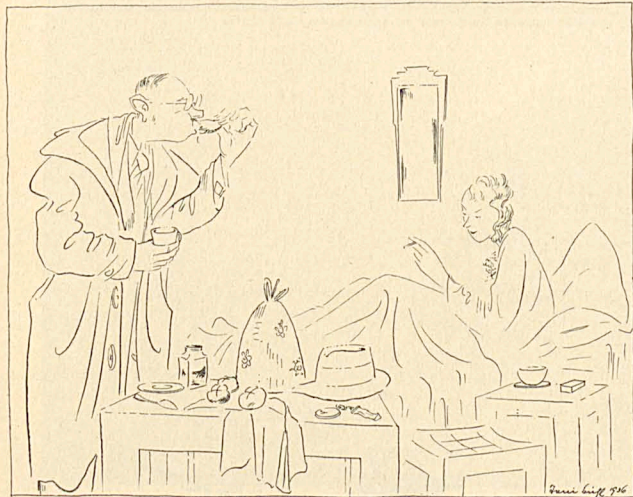
Etwas ungewiß sah Adamson auf. „Wie meinen Sie das?“

„Na, wenn man bedenkt, was sich alles daran satt frißt! —! Da fressen die Erdflöhe, Raupen, Schnecken und Läuse von oben, Drahtwürmer, Engerlinge, Erdraupen, Asseln, Tausendfüßler, Käfer und was weiß ich, von unten. An allen Zäunen lauern Hühner, Gänse und Enten, ein Versehen und alles ist verwüstet. Jeden Tag kann ein Frost kommen, und alles ist ruiniert. Regnet's viel, dann fängt das Zeug zu faulen an, und brennt dauernd die Sonne, dann wird erst recht nichts draus. Hat man's aber glücklich doch bald ein Jahr lang großgepöppelt. — dann schießt das Zeug, macht keine Blumen oder sonst eine Dummheit. Es ist immer wieder ein Wunder, daß schließlich doch was auf dem Markt ist. Da sehen's die Leute dann mit krausen Nasen an, und schließlich nimmt man das meiste halbverweilt wieder mit heim. Was man erlöst, langt kaum für Abgaben und Steuern. Aber ob Sie's glauben oder nicht, Herr Nachbar: Es gibt tatsächlich Leute, denen alles noch viel zu teuer ist.“

Adamson nickte verwirrt. Die Uhr am Rathaus schlug mahndend halb zwölf. Eilends kaufte er Blumenkohl und trollte sich heim.

### Die Mondäne

(Toni Blich)



„Empörend, daß ich mir das Frühstück selber machen muß. Das wenn ich vorher gewußt hätte!“ — „Aber Paulchen, sei doch zufrieden, mittags essen wir ja sowieso im Restaurant!“

### Geheimnis des Erfolgs

„Und Ihre raffinierten Kunstpausen im Vortrag, wie kommen Sie darauf?“  
„Im Vertrauen gesagt: es fällt mir sehr oft nichts ein.“

# HANS LEIP: MISS LIND UND DER MATROSE

**Frankfurter Zeitung:**  
Hans Leip kennt sich an Bord aus, und kennt sich auch sehr in der exquisiten Prosa aus; die Mischung auf dem Papier tut dem Auge und Ohr wohl... Das Ganze ist glänzend geschrieben.

**Die schöne Literatur:**  
Hans Leip fesselt nicht nur mit dem flott vorwärts stürmenden Tempo seiner frischen Darstellung, sondern auch mit der überzeugenden Psychologie seines Matrosenvolkes und des Lumpenproletariats von New York... Das Ganze amerikanischem Fabrikat durch mancherlei deutsche Vorzüge, insbesondere den einer schicksallosen Ehrlichkeit bei künstlerischem Geschmack, weil überlegen.



**Hamburger Fremdenblatt:**  
Der hohe Reiz dieses kleinen Romans liegt im Kontrast zwischen Stoff und Diktion. Die Geschichte einer seltsamen, höchst feinnervigen Liebe, erzählt mit den ungelungenen Worten eines einfachen Matrosen. Subtiles und Grobes sind ineinander gewoben zu einem Gebilde starker Darstellungskunst.

**Die Literarische Welt:**  
Für mich gehört dieser Hamburger nun für Bestimmtheit zu den paar Dichtern, von denen ich den großen Roman der nächsten Zukunft erwarte.

## Ein Roman von Seefahrt, Abenteuern und einer großen Liebe

Preis des Werkes (142 Seiten mit farbiger Umschlagzeichnung von Olaf Gulbransson) broschiert RM - 50, gebunden RM 1.60 einschließlich Porto und Verpackung  
Simplicissimus-Verlag, München 13 / Postcheckkonto München 5802

## Robinson mit Rührei

Als ich die Stadt verließ vor wenig Wochen, träumt' ich von einem Haus am Waldestrand — 'Lust wohn' ich dein — und muß mit febler Focher. Bis Näherer treibt ja grad' mein Kohleverstand.

Was war die Stadt doch für ein Häuser-Laufen! Da, wo ich jetzt bin, find die Häuser rar. Und gar ein Wirtshaus! 'Ich, da kann man laufen... Wie lang ich schon in keinem Wirtshaus war!

Und wie die Menschen hier vereinzelt leben! Hier lebe ich — und noch die Witwe Schmidt. Im Dorfe soll es junge Mädchen geben... Das Dorf ist weit. Es zählt besahnt mit mir.

Jedoch die Witwe Schmidt, die kann man zählen! 'Ich wohn' im eimen, sie im andern Haus. Des Morgens seh ich sie den Körper stählen. Sie turnt im Garten. Das sieht netlich aus!

Sie wohnt nicht nur im Sommer hier, nein, immer. Doch meinte sie, zum Fürchten sei kein Grund. Was fleckt doch Blut in diesem Frauensimmer: sie hält sich weder Schab- noch Kettenhund.

Für achtundbreißig Jahre wirkt sie munter. Die Sunbelosigkeit wird Abicht sein. 'Ich nehme an, die Gute geht mitunter... Doch, ach, es brach noch niemand bei ihr ein.

'Lust wohn' ich zwischen Himmel, Gras und Bäumen. Bald ist es schluß. Was dann kommt, weiß ich schon. Dann werd' ich von dem Haus am Waldestrand träumen und von der Zeit als Rührei-Robinson!

37. J. 11. 11. 11.

**Berliner Tagesblatt**  
**BUREAU FÜR ZEITUNGS-AUSSCHNITTE**  
**H. u. R. GERSTMANN**  
BERLIN W. 35  
DOHNBERGSTR. 7. 87 LÖTZOW 4807-8

LIEFERUNG VOM ALLEN NACHRICHTEN, ABBILDUNGEN, INSERTEN DES IN- UND AUSLANDES 2M ABOGNEMENT V. KASSELN PREISEN

**Ein Dokument der Inflation und Korruption**  
**Berliner Bilder**  
Von Karl Arnold  
Kartiert... RM 1.50  
Gegen Voransendung des Betrages portofrei.  
**Simplicissimus-Verlag München 13**  
Eilsabethstraße 50  
Postschek: München 5802  
Erscheinungsdatum: 1920

**Dr. Rix Potential-Tabletten**  
sonnensünder Jugendkraft. Jede Neurost. u. „Prüfungstest“ wird. besetzt. (erhält bei 60-70 Jahre) Versuch übersteigt. 100 Kall. geg. Nachn. zu RM 5.50 franko. Dr. Rix & Co., Düsseldorf 69

**Hans Halbader Ludwig Thoma und kein Jäger Daser!**  
Im Jahre 1908 erschienen über 1,500 000 in ein feineres Bildfeld, hat Hans Halbader, Thoma leger Jäger, „Daser“, und von Daseren fern, Ludwig Thoma die weltweite Jäger und begabten Naturfreund schickalten. Damit hat Daser ein wertvollen Beitrag zur Kenntnis bei 21 Jahre 20 Jahre Thema als Jäger geleistet.

S. J. Mayer Verlag, H. R. Gertrud, München 20 Eberhardstraße 11

**Empfehlenswerte Gaststätten**

<b>BERLIN:</b> <b>Kottler</b> Zum Schwanenwirt Moltzstraße 31 Die original aut. deutsche Gaststätte	<b>BERLIN:</b> <b>Kottler</b> zur Linde Hamburger Straße 2 s. d. Tauentzienstraße Das Berliner Künster-Lokal
---	--

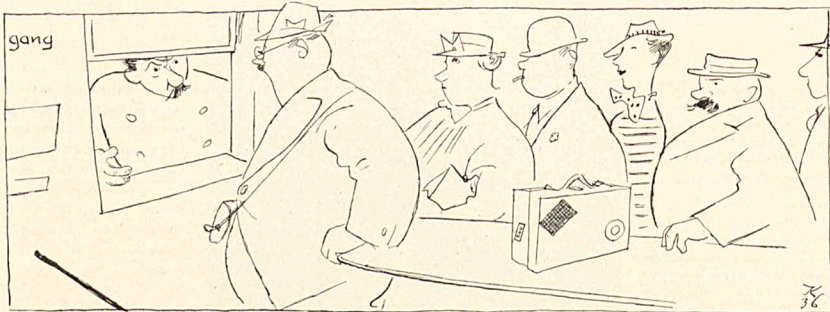
Interessant u. lehrreich für jeden Berufsjäger!  
Derog Kubwig Wilhelm in Bayern

**Die Jagd im Gebirg**  
Verständlichster von Professor Kubwig Hobstein.

**Schwäbe**, vorz. d. Männer heilbar, 25 jähr. Erbreich für jeden Beruf, Erfolg, überaus. Autk. Schickel u. Probenversuch geg. 24 Pf. Porto. Unvers. bindl. Damerl Kuchel, Berlin-Wilmersd. 14, Postk. 2

**Insertiert ständig im Simplicissimus**

**Keine Glatze mehr!**  
**Müllern Sie Ihr Haar**  
bei Apotheken, Drogerien, Friseurern, in München: Lohrner-Apothek, Galtmayer, Lohrner-Apothek, Reibacher Straße 12; Rosenbach-Apothek, Rosenbach.



„Ich möchte eine Fahrkarte, bitte!“ — „Wohin?“ — „Ja, wozu würden Sie mir denn raten?“

Exzellenz und die Hühner / Von Wolfgang Wetterstein

Exzellenz packte eigenhändig ihre Koffer. Sonst pflegte die alte Dame dies nur bei drohenden Gewittern zu tun. Daran war Frau Leisegang gewöhnt. Aber diesmal mußte ein anderer Grund vorliegen. Es sah zwar nach Regen aus, doch an ein Gewitter war nicht zu denken.

(A. Sailer)



„Als sportlicher Beobachter saje ick: total vakorkst — aber schad't nisch, als Mann muß ick sajn: blendende Fijur!“

„Es sind die Hühner, verlassen Sie sich darauf, Frau Leisegang“, sagte Luise, das Hausmädchen, beim Geschirrabwaschen. Frau Leisegang zuckte mit den Achseln. Sie hatte vor einiger Zeit allerdings Hühner angeschafft, und Exzellenz war entsetzt darüber. Nun, sie würde sich daran gewöhnen müssen.

Hühner gackern. Besonders, wenn sie ein Ei gelegt haben. Es gehört zu ihrer Tätigkeit. Exzellenz lehnte die Eier auch nicht ab, aber sie hatte Luise mild angedeutet, daß sie das Gackern der Hühner und das Krähen des Hahnes störe. Sie sei alt und wünsche in der Sommerfrische Ruhe. Das fiel Luise nun ein. „Es sind ganz bestimmt die Hühner, Frau Leisegang!“ wiederholte sie.

Frau Leisegang wurde nachdenklich und begann zu rechnen. Exzellenz wohnte bei ihr in voller Pension und wollte den Sommer über bleiben. Sollte es sich da nicht lohnen, den ganzen Hühnerhof einzuwecken? Der Lärm, den die alte Dame verursachte, bekam eine dramatische Note. Hier drängte irgend etwas zur Entscheidung. Plötzlich krähte draußen der Hahn wie toll.

Oben wurde alles still. Dann klingelte es. Luise rannte die Treppe hinauf und kam nach einer Weile aufgeregt zurück.

„Exzellenz geht zur Polizei!“ berichtete sie emport. „Hühner dürfen in einem Kurort nicht gehalten werden.“

„Aber frische Eier sollen immer da sein!“ lachte Frau Leisegang erbittert. Dann horchten beide auf.

Schritte kamen die Treppe herab, die Haustür wurde geöffnet und wieder geschlossen. Exzellenz begab sich zur Polizei. Man sah sie über den Hof trippeln. Die Hühner stoben in ihrer unergündlichen Dummheit aufgackernd vor ihr auseinander. Der Hahn krähte idiotisch hinter ihr drein.

Frau Leisegang überlegte, ob sie die Hühner nicht doch lieber opfern sollte, aber sie konnte zu keinem Entschluß kommen. Es begann zu regnen. Es regnete stärker. Die Hühner verstummten und standen in sich gekehrt an der Hausmauer. Der Hahn ließ den Schwanz hängen. Es goß.

„Exzellenz wird schön naß werden“, sagte Frau Leisegang besorgt. „Sie hat nicht einmal ihren Schirm mitgenommen.“

„Geschieht ihr recht, wenn sie naß wird!“ äußerte Luise feindselig. Es sinntufete.

„Nimm doch mal eben meinen Schirm, Luise“, sagte Frau Leisegang. „Und sieh nach, wo Exzellenz ...“

„Nein!“ widersetzte sich Luise schroff. Frau Leisegang stemmte die Fäuste in die Hüften. . . .

Es hupte, und das Polizeiauto fetzte auf den Hof. Die Pfützen zerstäubten, und die Hühner wollten vor Entsetzen irrsinnig werden.

Exzellenz stieg aus. Ein Polizeibeamter hielt einen Regenschirm über sie und geleitete sie zur Haustür. Man hörte tief empfundene Worte des Dankes und die männliche Stimme des Beamten.

„Alles in Ordnung mit den Hühnern, Exzellenz“, sagte er und empfahl sich.

Es klopfte zart an die Küchentür. Exzellenz trat ein und ließ sich erschöpft auf einem Stuhl nieder.

„Ach, meine liebe Frau Leisegang“, begann die alte Dame. „Ich habe Ihnen ja ein so schreckliches Unrecht zugefügt.“

„Wieso denn, Exzellenz?“

„Man hat mich auf der Polizei aufgeklärt. Hühner dürfen auch in einem Kurort gehalten werden. Es ist nicht verboten.“

„Gewiß nicht, Exzellenz“, sagte Frau Leisegang bescheiden. Luise stocherte im Herd.

„Also, liebe Frau Leisegang, seien Sie mir nicht böse, wenn ich Sie wegen der Hühner gekränkt haben sollte. Und nun noch eine ganz kleine, bescheidene Bitte.“

„Das wäre, Exzellenz?“

„Könnten Sie nicht dafür sorgen, daß die Hühner, und besonders der Hahn, sich wenigstens früh morgens bis acht Uhr und mittags von zwölf bis drei Uhr ruhig verhalten, und am Sonntag vielleicht ein wenig länger?“



## Die Mittelmeerfrage

(Wilhelm Schulz)



„Meine Damen und Herren! Was aus uns Meergöttern wird, kann man noch nicht sagen — die Grundstückbesitzer hier sind unter sich selber noch nicht einig.“

## Der Strohwitwer / Von Alfred Barusel

In diesem Sommer mußte Eleonore allein verreisen; er hatte eine größere Arbeit auf dem Schreibtisch liegen, die keinen Aufschub duldete.

Der Abschied am Abendzug war herzlich, aber ohne besondere gefühlvolle Regungen. Er war in Gedanken bei seiner Arbeit. Die Einsamkeit in den nächsten Wochen wurde ihr förderlich sein. Wenn sie beendet war, konnte man vielleicht daran denken, Eleonore nachzusehen.

Er ging eilig durch die Straßen, durchschritt fast hastig die leere Wohnung, setzte sich sofort an den Schreibtisch. Die Fenster standen weit offen, die laue Abendluft kam herein. Er drehte die kleine Lampe an und dehnte sich behaglich im Sessel. Die Ruhe in der leeren Wohnung tat wohl. Er begann zu schreiben.

Nach wenigen Sätzen legte er die Feder enttäuscht wieder hin. Die Ruhe der Umgebung wollte sich ihm nicht mitteilen. Die Gedanken kamen nicht recht in Fluß. Er vermochte sich nicht zu sammeln.

Merkwürdig — was war denn anders als sonst? Wenn Eleonore daheim war, saß sie ganz hinten in der Ecke des Zimmers, mit einem Buch, mit einer Näharbeit beschäftigt. Sie sprachen nie miteinander, wenn er arbeitete. . . .

Er versuchte es von neuem; aber es wurde nichts. Unruhig rückte er mit dem Stuhl hin und her. Inmitten was fehlte.

Er fuhr mit dem Stuhl herum und betrachtete nachdenklich den leeren Sessel hinten am Nähtisch. Es muß wohl so sein, daß die Nähe einer geliebten Frau etwas Beruhigendes hat — auch wenn man gar nicht mit ihr spricht. Wie angenehm war es sonst, sie dort in der Ecke zu wissen.

Man dachte freilich nie daran — nein, wenn er arbeitete, vergaß er die Umwelt völlig. Aber eine unbewußte, uninteressierte Freude über ihre Anwesenheit war wohl doch dabei, ein Gefühl der Geborgenheit. Es waren Gefühlsströme im Zimmer, die jetzt fehlten.

Sie wollten ihren Kreislauf antreten, diese unsichtbaren Ströme, von ihm zu ihr und zurück — aber sie mußten auf halbem Wege umkehren. Sie suchten sich neue Wege. . . .

Über seinem Schreibtisch hing Eleonores Bild. Er betrachtete es lange, aber es beruhigte ihn nicht. Der Karton des Photographen konnte nichts Seelisches ausstrahlen.

Im Gegenteil — das Bild beunruhigte ihn. Es gab nichts wieder als ihre Schönheit, ihre fraulichen Reize. Diese Reize, ohne das Seelische des Blicks, ohne den pulsierenden Atem der Brust, gehörten nicht eindeutig zu Eleonore. Sie konnten zu jeder anderen schönen Frau gehören. . . .

Von der Straße her klang Mädchenlachen heraus. Es war weich und wohlklingend. Es gaukelte ihm eine neue Geborgenheit vor. . . . Er schloß unwillig das Fenster.

Nach einer Weile öffnete er es wieder, denn die Luft im Zimmer war drückend. Man sollte einen Abendspaziergang machen; es würde ja doch nichts mit der Arbeit heute. . . .

Nein, das erschien ihm zu abenteuerlich, an diesem ersten Abend, da er allein war, als Strohwitwer. Er dachte an die dummen Witze, die früher regelmäßig, wenn die Strohwitzezeit begann, in anspruchslosen Zeitschriften aufgetaucht waren.

Er saß wieder am Schreibtisch und be-

trachtete Eleonores Bild. Sie war so schön, daß der Gedanke an andere Frauen überflüssig war. Damit als die Aufnahme gemacht wurde, trug sie die langen Ohrringe noch nicht, die ihr freilich so gut standen. Aber was trug sie sich eigentlich? Sie war in letzter Zeit koketter geworden. . . . „Für wen machst du dich jetzt immer so schön?“ hatte er sie einmal im Scherz gefragt. „Für dich!“ hatte sie lachend geantwortet.

Ob es die Ohrringe, die ihr so gut standen, wohl mitgenommen hatte in die Sommerferien?

Auf seiner Stirn stellten sich ein paar Falten ein. Er sah auf die Uhr. Jetzt war Eleonore wohl schon in dem kleinen Kurort angelangt. Vielleicht saß sie auf der Terrasse des Kurhauses und aß zu Abend, an einem kleinen Tisch mit buntem Lämpchen. Alle Herren sahen aufmerksam hinüber zu der neuaugewonnenen schönen Frau mit den schönen langen Ohrringen. . . .

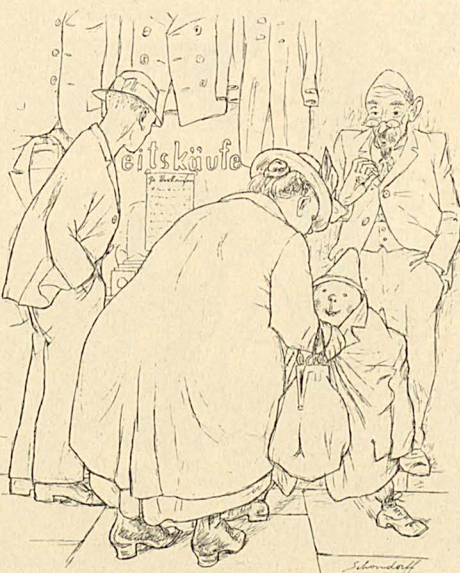
Gott ja, man mußte sich das schon einmal gönnen, für ein paar Wochen im Jahr sein eigener Mensch zu sein. An den Blicken fremder Leute zu merken, daß man noch wirkte, daß man noch jung war. Das bedeutete die Freude der Erholung, der seelischen Erfrischung. . . .

Die fehlte ihm, sollte ihm in diesem Jahre wohl nicht beschieden sein. Er mußte daarmee bleibe! Er konnte ja harmlos sein — aber man mußte jetzt, da man allein war, einmal irgend etwas tun, was man sonst nicht tat. Etwas in den Biergarten gehen, den Lore nicht mochte: so daß man ein solches Männervergügen sonst immer entbehren mußte. Schließlich, ja — es gab in der Stadt auch Gartenterrassen mit kleinen Tischen und bunten Lämpchen; da sie nun einmal den Biergarten nicht leiden konnte. . . .

Er nahm Mantel und Hut und verließ die Wohnung. . . . Nach zehn Minuten war er wieder da. Saß am Schreibtisch und arbeitete mit Lust und Frische, vergaß lachend, immerzu lächelnd. Neben ihm lag eine Schachtel Zigaretten, die er, als Ausbeute seines Spazierganges, am Automaten der nächsten Straßenecke gezogen hatte. Und dann lag noch ein anderes Schächtelchen neben ihm: Eleonore hatte es ihm heute beim Abschied, wohlverpackt, in die Tasche des Sommermantels gesteckt. Er hatte gar nicht mehr daran gedacht. Erst vorhin auf der Straße hatte er es in der Tasche gefühlt und neugierig geöffnet. Die langen Ohrringe lagen darin. . . .

## Der Individualist

(Paul Schöndorff)



„Die Jacke ist 'n bißchen zu groß, aber was glauben Sie, wie rasch der Junge 'reinwächst!“ — „Ja, bal er mag, scho! Sie hab'n ja koa Ahnung net, was eig'niggin der sei ko!“

## Clou der Rheinreise

Jeder Deutsche einmal an den Rhein, zu den rheinischen Mägen und zum rheinischen Wein — wer könnte auf die Dauer diesen Lockungen widerstehen? Auch Herr Pielicke aus Berlin konnte es nicht.

Er vertraute sich einem Sonderzug der Reichsbahn an, dampfte westwärts und graste vierzehn Tage lang zu Wasser und zu Lande den Rhein und seine Ufer, die seine Berge und Burgen, seine stolzen Städte und seine vertrauten Dörfer. Nun ist er nach Berlin zurückgekehrt und stellt seinen Bekannten, die ihn ausfragen, Rede und Antwort.

„Ist der Kölner Dom wirklich so imposant, wie es immer heißt?“

„O ja!“ sagt Pielicke.

„Haben Sie die Burgen alle gesehen?“

„Alle!“ sagt Pielicke.

„Und die Weinberge? Und das Deutsche Eck? Und den Mühlenturm bei Bingen? Und das Niederwalddenkmal? Und das Siebengebirge?“

„Alles!“ sagt Pielicke.

„Und was war das Allerschönste auf der ganzen Rheinreise?“

„Das Allerschönste?“ Pielicke denkt einen Augenblick nach, dann sagt er strahlend:

„Det Allschönste, Kinda, det war in Koblenz. Da war nach der Mosel zu 'ne kleine Nebenjasse. In der Nebenjasse war 'ne ganz kleine Kneipe. Un da jab et eckte 'Bealina Weiße!“



„Reizend, die Männer sind genau so – nur das Schnürchen dürfen sie nicht merken!“

# Die neue Verfassung der Sowjets

(R. Kriesch)



„Köpfe hinein, Gesindel! Ihr stört den Eindruck unserer neuen demokratischen Fassade!“